

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 54 (1967)
Heft: 5: Mehrfamilienhäuser ; Häusergruppen
Rubrik: Zeitschriften

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kleinen Formaten ist die Wirkung stärker als in den größeren.

Überzeugend und für die Kraft der Bildvorstellung Al Helds sprechend sind die breiten, direkten und doch äußerst disziplinierten Tuschzeichnungen. Mehr Zeichen, die Vorstellung und Handführung vereinen, mehr Zeichen als Signale.

H. C.

Zeitschriften

Studentisches Wohnen

«Wenn die Universitäten Wohnraum (für Studenten) zur Verfügung stellen, neigen sie zu Übersorge, Über-Versorgung, Über-Möblierung, Über-Bemutterung und Über-Kontrolle: kein Wunder, daß Studenten-Altbau-Buden und verhältnismäßig ärmliche Umgebung – aber mit ihrem eigenen Schlüssel in der Tür – vorziehen gegenüber den traditionellen Studentenheimen mit ihren polierten Parkettböden und gemütlichen Television-Aufenthaltsräumen» heißt es in der Konklusion einer Untersuchung im Dezemberheft 1966 von *Architectural Design* (GB). «Living in Universities» ist der Titel der Sondernummer und der Untersuchung von John Donat. Zudem werden die neuesten Studentenheime und ausgewählte ausländische Beispiele gezeigt. Die große Expansion der Universitäten zwingt dazu, für Unterkunft und Versorgung der Studenten in einem bislang unbekannten Maße zu sorgen. Sogar in den Ländern, wo das Wohnen in Studentenheimen selten oder unbekannt ist, werden heute Wohngelegenheiten erbaut. Bei der Planung wird über das Wohnenvironment der Studenten entschieden. Wer nimmt darauf Einfluß? Dieser Untersuchung kommt das besondere Verdienst zu, daß sie ihre «Thesen» prinzipiell von den Studenten selbst erfragt hat.

In Großbritannien wurden in den letzten 20 Jahren 15 neue Universitäten gegründet. Für die nächsten 14 Jahre rechnet man mit einem Bedarf von 225 000 zusätzlichen Zimmern für Studenten.

Dennoch bilden die Institutionen zur höheren Erziehung nur einen Teil eines weiteren, wichtigeren und dringlichen Problems, die Behausung junger ungebundener Menschen. Dieser Teil der Bevölkerung wird bei allen allgemeinen Wohnprogrammen vernachlässigt. Wenn der Versuch unternommen wird, die entsprechenden Wohngelegenheiten zu schaffen, so wird diese Bevölkerung «aus der Gesellschaft herausge-

trennt in spezielle Kategorien und in grundsätzlich exklusiven Environments untergebracht», zum Beispiel Studentenheime, Heime für Schwesternschülerinnen, Wohnungen für angehende Polizisten, Schlafsälen für wandernde Landarbeiter, usw.

Finanziell werden die englischen Studentenheime im allgemeinen nicht durch feste staatliche Etats unterstützt, so daß die Universitäten die Mittel selber, durch Stiftungen und Sammlungen, beschaffen müssen. Ganz anders in Deutschland, wo die Gelder von den Ländern bereitgestellt werden, in Amerika, wo das Geld durch staatliche Schuldverschreibungen zu steuerfreiem Zins als eine Art Hypothek erhoben wird, oder in Skandinavien, wo Studentenheime von den Studentenorganisationen finanziert, gebaut und bewirtschaftet werden. Die Lebensweisen in den Universitäten unterscheiden sich entsprechend den extrapädagogischen Einrichtungen und liegen zwischen der extrem introvertierten Wohnuniversität in Keele (siehe auch WERK-Chronik 3/67, S. 188) und der Universität von Chicago, die nur Fahrstudenten aufnimmt. Auch unterscheiden sich die Campusse je nach der Strenge der formellen Regeln, die an ihnen eingehalten werden müssen.

Der Autor ordnet die Universitäten in drei Gruppen: linke, rechte und solche, die in der Mitte stehen.

«Links akzeptiert die Forderungen des Robbin Report nach gleichen Chancen für alle, ist expansionistisch, nicht-hierarchisch, betrachtet den Studenten als einen verantwortlichen Erwachsenen eher als einen verantwortungslosen Schulknaben und nimmt an, daß er mit Bildungseifer an die Universität gekommen ist.»

«Rechts ist traditionell, elitär, in loco parentis, nicht expansionistisch, der Förderung der Erkenntnis hingegeben, frei von der Kontaminierung durch den Alltag.»

«Zentrum ist der typisch britische Kompromiß zwischen klösterlicher Tradition und Versuchsexperiment, in dem die Theorie nach rechts oder links, je nach praktischer Erfahrung verschoben wird.» In diesen Gruppen bestimmt natürlich die Haltung zum «Lebensstil» auch die Architektur und Organisation der Gebäude, und Donat stellt fest: Obwohl diese Fragen nicht in der Verantwortung der Architekten liegen, besteht in Großbritannien (und anderswo) die Tradition vom Architekten als Programm-Macher. «Es ist möglicherweise wahr, daß neue Ideen über das Studenten-Environment öfter von der ehrlichen, wenn auch amateurhaften Soziologie des Architekten stammen als von dem akademischen Gesichtspunkt. Und im Akademie-Architek-

ten-Dialog wird die Studentenstimme nur selten gehört.»

Die Architekten gehen dabei von einem hohen Wert des Image aus. Bemerkenswert ist nun, daß viele Universitäten mit hohem ästhetischen Wert die verstaubten sozialen Einrichtungen beherbergen, während die neueren Experimente für das Studentenleben die indifferente Architektur ihrer Bauten überwinden.

Hier wird die Rangfolge der Wichtigkeit falsch gesehen. Für die Studenten ist wichtig, daß die Bauten funktionieren, und wenn das nicht der Fall ist, tröstet auch keine gute Architektur, «und er wird die 'räumliche Erfahrung' von einem geschlossenen Raum in einen offenen zu kommen nicht schätzen». «Studenten preisen selten ihr Environment; wenn sie damit zufrieden sind, beschweren sie sich über das Essen.»

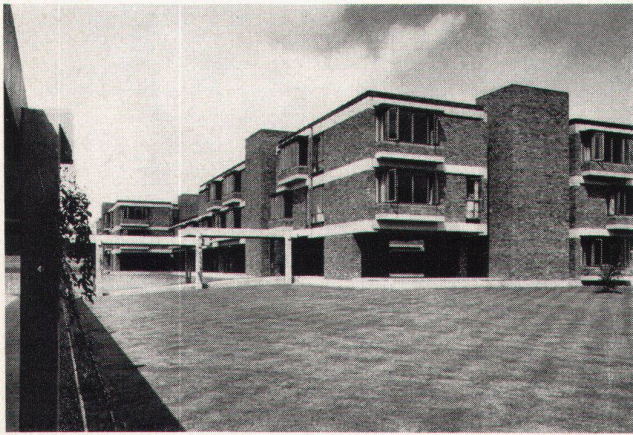
Von den elf gezeigten Beispielen ist die Universität in Essex (WERK 1, 1966) eine der interessantesten. Hier wird dem studentischen Verlangen nach Unabhängigkeit am weitesten entgegengekommen. Die Fakultäten sind architektonisch nicht hervorgehoben; die sozialen Räume konzentrieren sich nicht in einem Baukörper, sondern sind über das ganze Gelände verstreut.

«Das Ziel ist nicht, eine Gruppen- oder Funktionsidentität durch Architektur zu bilden, sondern eine nicht determinierte Architektur zu bauen, die die Bedürfnisse beliebiger spontaner Gruppenidentitäten befriedigt. Die in der Universität untergebrachten Studenten wohnen in Appartements in der Nähe des Universitätszentrums. Alle anderen sozialen und Unterhaltungseinrichtungen befinden sich in oder in der Nähe einer zentralen Straße, wo sie mit den Lehrgebäuden integriert sind.»

14geschossige Bauten beherbergen die «Studentenwohnungen». Jede dieser Wohnungen besetzt ein Geschoß, hat eine Küche, ein Wohnzimmer, Schlaf- und Studierzimmer und Studierzimmer für pendelnde Studenten. Es gibt kaum Hausregeln; jede Wohnung ist selbständig, hat einen eigenen Schlüssel und «gehört» den Bewohnern.

Die Beobachtungen, die Sim van der Ryn und Murray Silverstein über die Studentenwohnungen in den USA machen, sind auch für uns interessant, besonders die allgemeinen Forderungen, die in dieser Situation an die zukünftigen Wohnbauten zu stellen wären.

Die Wohnheime sind hierarchisch geordnet. Ein Geschoß hat 15 bis 40 Räume mit gemeinsamen sanitären Anlagen und einem gemeinsamen Raum. Diese Geschosse wiederholen sich je nach Bau von 3- bis 20mal. In der Regel sind Koch-, Eß- und Unterhaltungsmöglichkeiten für je bis zu 5000 Studenten vorgesehen. Ein



Churchill College in Cambridge. Residential Building. Architekten: Richard Sheppard, Robson & Partners

Photo: Sam Lambert, London

Geschoß bildet eine «soziale Einheit» – mehrere Geschosse ein «Haus» mit einem gemeinsamen Aufenthaltsraum (von den Studenten die «Möbelschau» genannt). Mehrere Häuser bilden eine «Einheit». In Berkeley zum Beispiel sind 24 Studenten auf ein Geschoß, 200 auf ein Haus und 800 auf eine Einheit verteilt. Diese Ordnung, sagen die Autoren, sei zwar sehr einfach und auch billig zu bauen, aber gänzlich ungeeignet als Ambiente zur Entwicklung junger Menschen. Die Unzulänglichkeiten dieser Bauten ergeben sich aus dem Zusammenspiel einer altmodischen Organisation und des billigen bewährten Bauens. Sie zeigen sich bei den Einzelräumen: diese haben zu meist eine fest eingebaute Einrichtung, so daß dem Studenten die Möglichkeit einer individuellen Gestaltung seines Wohn- und Arbeitsraumes genommen ist. Ein Studentenzimmer sollte nach Meinung der Autoren unter anderem folgende Bedingungen erfüllen: dem Studenten erlauben, den Zutritt zu kontrollieren, sich von der Außenwelt abzuschließen, sich einzurichten und so «zu Hause» zu fühlen.

In den letzten Jahren ist man dazu übergegangen die «Gruppenbildung» als Grundlage des Entwurfes zu bestimmen. Auch meint man, es gäbe optimale Gruppengrößen, und man versucht, mittels der Grundrißorganisation diese Gruppen hierarchisch in immer größere Gruppen zu ordnen. (Man fühlt sich an die «Nachbarschafts»-Planung erinnert.)

Hiermit wird aber in die spontane Entwicklung der sozialen Kontakte eingegriffen. «Die Planung sollte den Bewohnern die Wahl überlassen, zu welcher Gruppe sie gehören möchten.»

Die Tätigkeiten, die Gruppen bilden, überlappen sich meist und sind oft nicht an einen bestimmten Raum gebunden.

Räume in denen Menschen zusammenkommen sollen, müssen zuerst einmal Gründe für ihr Dortsein besitzen. «Zufällige oder Routine-Tätigkeiten sind bessere soziale Integratoren als offizielle Aufenthaltsräume mit Sesseln, wo keiner drin sitzt.»

Die Autoren finden, das Bestreben, die Studenten umsorgen zu wollen, stehe im Widerspruch zur Entwicklung der Studentenschaft selbst.

Man muß die Tätigkeiten und Ansichten über sie im Lehrbetrieb und den Wohnheimen neu überdenken.

Zurzeit krankt der Campus an einem Antagonismus: «Das Studentenheim bietet einer großen Zahl von Leuten sachliche Dienste; es tut 'Sachen' für Leute. Aber in diesem Prozeß reduziert es die Auswahlmöglichkeiten des Studenten und beschränkt, was er tut und wie er es tut.»

Pfromm

Bücher

Park Güell de A. Gaudí

Texto C. Giedion-Welcker – Fotoscop Gomis-Prats

64 Seiten und 78 Abbildungen, wovon 36 farbige

La Polígrafa S. A., Barcelona 1966

Für den Kunstreisenden in Spanien wird Barcelona in immer steigendem Maße zur Stadt Antonio Gaudís. Ist der gewaltige Kirchentorso der Sagrada Família, den Hans Hildebrandt bereits zu Anfang der zwanziger Jahre ein «wahrhaft grandioses Traum-Fragment» nannte, schon seit langem in die Stadtrundfahrten einbezogen – mit dem Resultat allerdings, daß er von den meisten Ausländern einzig als gigantische Kuriosität verstanden wird –, so suchen heute auch immer mehr Besucher der katalanischen Hauptstadt die Casa Milà und die Casa Batlló am Paseo de Gracia, die Casa Güell in der Calle Conde del Asalto und vor allem den Park Güell im Norden der Stadt, am Berghang zwischen Tibidabo und Montaña Pelada, auf. Zwar wird der Park noch nicht einmal in der neuesten Ausgabe von Baedekers Autoreiseführer «Spanien und Portugal» erwähnt; doch sind in der deutschsprachigen Kunstliteratur und in den Jugendstil-Ausstellungen der letzten Jahre die Hinweise immer zahlreicher: Im Aprilheft 1955 des WERK erschien die Studie «Bildhafte Kachel-Kompositionen von Antonio Gaudí» von Carola Giedion-Welcker. Für das Gaudí-Heft des «DU» (Januar 1966) mit der großen Photoreportage von Franco Cia-

netti schrieben Silvia Kugler und Enric Casanelles zwei Kapitel über die Parkanlage und über die versteckten Inschriften ihrer Kachelbank. Nun ist in den Ediciones La Polígrafa, Barcelona, eine eigene Monographie über den Park mit Photographien von Joaquín Gomis und einem spanisch, deutsch, englisch und französisch wiedergegebenen Text von Carola Giedion-Welcker erschienen. Der große, über einem Außenquartier beginnende, bis auf die Hügelkuppe hinauf sich ziehende Park ist, neben wenigen Wohnhäusern, das einzig ausgeführte Fragment einer Gartenstadt, die der Textilindustrielle Eusebio Güell ab 1900 durch Gaudí erbauen lassen wollte. Ihr Zentrum ist eine riesige, auf dorischen Säulen stehende Plattform, umzogen von der berühmten Balustradenbank mit ihrer Brüstung aus Keramikmosaik. Grottenähnliche Hallen und Terrassenaufbauten gliedern sich westlich und in größerer Entfernung östlich an. (Die spanische Publikation gibt in dankenswerter Weise einen Situationsplan, der sonst nirgends aufzutreiben ist.) Beim unteren Eingang wird der Besucher von zwei Pförtnerhäusern empfangen, die ihm jene durchmodellierten gaudischen Dachlandschaften präsentieren, wie sie ihm auf der Casa Milà und der Casa Batlló für gewöhnlich unzugänglich sind. Dann leitet ihn die Doppel-treppe zu beiden Seiten der Wasserkunst mit der keramischen Riesenechse in die Höhe zu den Substruktionen der zentralen Terrasse.

Diese aus Terrainformen, Vegetation, Architekturteilen, künstlichen Grotten, keramischen Kompositionen gebaute Parklandschaft ist – im ausgehenden Jugendstil – ein später und kongenialer Nachfolger barocker Gartenanlagen und eines der großen Gesamtkunstwerke unseres Jahrhunderts, als Schöpfung einer Persönlichkeit, so konsequent wie das «Palais idéal» des Facteur Cheval in Hauterives und die Watts Towers von Simon Rodia in Los Angeles, doch ohne jede Naivität, das Werk eines genial überlegenen Künstlers.

Der Park Güell ist ein idealer Tummelplatz für Fotografen; die Publikation des Polígrafa-Verlages macht einen intelligenten Gebrauch von der Motivfülle. Die ausgezeichneten Farb- und Schwarzweißaufnahmen von Joaquín Gomis, zusammengestellt von J. Prats Vallés, zeigen sowohl die architektonischen Konstellationen wie die Schönheit und den unerhörten Reichtum der Details. Vor allem die farbige Keramikbekleidung der Balustradenbank – Scherben von Wand- und Bodenfliesen in Azulejos-Technik verwendet – wird in allen ihren Bezügen zu mittelmeerisch-klassischem, zu arabischem, zu spanisch-volkstüm-